

Louis
Begley
Schiffbruch

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3708

Louis Begley hat mit seinem Erfolgsroman *Schiffbruch* ein Buch geschrieben, in dem es um die beglückende wie zerstörerische Kraft der Leidenschaft geht. John North, der anerkannte Schriftsteller und verrückt Liebende, beehrt gegen alle Konventionen auf und folgt seinen Gefühlen – bis zum Ende.

»In *Schiffbruch* ist ihm das dichte und eindringliche Portrait eines so gewieften wie skrupulösen Ehebrechers gelungen, der nicht um Sympathie wirbt, allenfalls um ein klein wenig Verständnis für die Unwägbarkeiten der männlichen Psyche – grandios.« Jeanette Stickler, *Der Spiegel*

Louis Begley
Schiffbruch

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Christa Krüger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
Shipwreck
bei Alfred A. Knopf, New York
© 2003, Louis Begley

Die Übersetzerin dankt dem
Deutschen Literaturfonds e. V.
für ein Stipendium zur Förderung ihrer Arbeit

4. Auflage 2018

Erste Auflage 2005
suhrkamp taschenbuch 3708
© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-45708-5

In memoriam Siegfried Unseld

Schiffbruch

»Shh, shh«, you said,
»I want to put my legs around your head.«

Donald Hall,
»Conversation's Afterplay«

Ich stand rauchend an der Bar, hatte ein leeres Glas vor mir und überlegte, ob ich noch etwas trinken oder gehen sollte, da spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. Eine ziemlich tiefe, angenehme Stimme sagte: Darf ich Sie zu einem Whisky einladen? Ich trinke nicht gern allein. Sie doch sicher auch nicht.

Kein Grund zur Ablehnung. Nicht, als würde ich anderswo erwartet. Ich nickte und folgte ihm zu einem Tisch. Sein Auge fiel auf einen Kellner, der unbeschäftigt in Rufweite herumlungerte, und er bestellte eine Flasche Whisky, dazu Eis und Sodawasser. Wir wurden mit mürri-scher Effizienz bedient. Mit einem Seufzer, der mir nach Zufriedenheit klang, kreuzte er die lang ausgestreckten dünnen Beine an den Knöcheln, stellte sie dann wieder nebeneinander und sah um sich. Auch ich registrierte noch einmal die flackernden Lichter, die zusammenfließenden Schatten an den anderen Tischen und das Stimmengemurmel. Einen Augenblick danach unterbrach er unser Schweigen: Ich habe mich noch nicht vorgestellt. North. Ich bin John North.

Ich deutete eine Verbeugung an und erwiderte die Höflichkeit.

Abrupt fing er wieder an zu reden, dieser Mann, mein Ebenbild vom akkurat gezogenen Scheitel bis zu den Spitzen der nicht mehr neuen, aber glänzend polierten Budapester Schuhe.

Hören Sie, sagte er. Hören Sie zu. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich noch nie erzählt habe. Wenn Sie mich ausreden lassen, werden Sie verstehen, warum. Ich wäre ein Idiot gewesen, hätte ich den Mund aufgemacht. Bei Ihnen fühle ich mich sicher, irgendwie. Instinkt, Impuls, Schicksal? Entscheiden Sie. Außerdem

kann es doch unmöglich darauf ankommen, was ich Ihnen hier, im *Entre Deux Mondes*, bei einem gemütlichen Drink erzähle, oder?

Irgend etwas, was er gesagt oder ausgelassen hatte, muß ihn ungeheuer erheitert haben. Er lachte Tränen. Erst nach einer Weile faßte er sich wieder und konnte weitersprechen: Ist dieses unselige Lokal nicht das perfekte Niemandsland?

Ich äußerte mich nicht.

Nun reden Sie schon, sagte North leicht irritiert: Kommt es etwa darauf an, was ich Ihnen hier sage?

Ich bin von Natur aus schüchtern und ungesellig. Diese Intimität, die durch nichts gerechtfertigt war und die ich nicht im mindesten gefördert hatte, machte mich mißtrauisch. Ich wollte aber auch nicht von vornherein schroff und abweisend auf eine Floskel reagieren, die sich als harmlose Eröffnung einer Unterhaltung entpuppen mochte. Also sagte ich gar nichts; das schien mir am besten.

North nickte, vielleicht um anzudeuten, mein Schweigen ändere nun auch nichts mehr. Wahrscheinlich kommt es Ihnen komisch vor, sagte er, daß meine Geschichte in einem Café angefangen haben soll. Es ist ein Café in Paris, vielleicht kennen Sie es sogar. Aber sind Ihnen meine Arbeiten überhaupt ein Begriff? Will sagen, meine Romane?

Er muß mir meine Ahnungslosigkeit vom Gesicht abgelesen haben, denn er lachte und sagte: Keine Sorge, Ehrlichkeit ist mir viel lieber als höfliche Lügen, die ich sofort durchschaue. Es macht nichts, bitte, widersprechen Sie nicht. Ich werde einfach voraussetzen, daß Sie kein Wort von mir gelesen haben. Sie können mir aber glauben, daß ich seit vielen Jahren einigen literarischen Ruhm und ansehnlichen kommerziellen Erfolg

habe. Am Anfang dieser Geschichte war mein neuestes Buch, *Der Ameisenhaufen*, seit gut sechs Monaten im Handel. In den Staaten war es im Herbst des Vorjahres erschienen, und die französische Übersetzung war gerade herausgekommen. Sie lag in den Schaufenstern der meisten Pariser Buchhandlungen; man konnte das Buch sogar an den Zeitungsständen in Roissy und Orly finden, die normalerweise nur französische Bestseller und ausländischen Schund führen. Ich habe in Frankreich immer denselben Verleger. Er hat den *Ameisenhaufen* und alle meine früheren Romane publiziert. Er heißt Xavier Roche, und wir sind im Lauf der Jahre Freunde geworden. Ich kam auf seine Einladung nach Paris. Eine Lesereise war es eigentlich nicht. In der französischen Provinz passiert ohnehin nichts, was im literarischen Leben wirklich wichtig wäre. Wir hatten uns vorgestellt, daß ich mich ungefähr eine Woche in Paris aufhalten und von Zeitungsjournalisten befragen lassen solle. Wenn ich sehr viel Glück hätte, würde ich in den »*Apostrophes*« auftreten, einer Fernsehsendung über Bücher, die immensen Einfluß auf den Verkauf und auf das literarische Urteil hat. Aber daraus wurde nichts. Immerhin hatte ich einige Pluspunkte: Alle meine Romane gab es auf französisch, ich habe in Frankreich immer gute Rezensionen bekommen, und ich spreche Französisch fast wie eine Muttersprache, was für einen amerikanischen Autor alles in allem ungewöhnlich ist. Diese Vorteile wollte Xavier nutzen, vor allem weil er im fraglichen Jahr nichts von einem namhaften französischen Autor zu bieten hatte.

So fand ich mich an einem Mainachmittag, der so grau war, daß man sich am liebsten zusammengerollt und geschlafen hätte, im Café Flore ein und beantwortete die Fragen einer jungen Frau, die für die französische *Vogue*

ein Porträt von mir schreiben wollte. Nein, ein Romanschreiber dieser Sorte bin ich nicht, da dürfen Sie sicher sein; aber wenn Journalisten einen »Aufhänger« haben, leisten sich die Hochglanzmagazine manchmal Porträts seriöser Autoren und bringen sogar eine sachkundige Rezension. Welchen Aufhänger hatten sie diesmal? Meine bescheidene Berühmtheit in den Staaten und in Frankreich, die Geschichten von den diversen Abenteuern meiner Eltern, die zu ihrer Zeit hier und da und besonders in Paris breite Bahnen gezogen haben, und die Tatsache, daß ich in Paris gelebt hatte. Aus welchem Grund auch immer, der Artikel war in Auftrag gegeben, und es bestand die Möglichkeit, daß die amerikanische und britische *Vogue* eine Übersetzung drucken würden. Unmittelbar im Anschluß an das Interview sollte ein Fototermin folgen. Als die Journalistin – »das Mädchel«, will ich eigentlich sagen, denn so nannte ich sie für mich, ich konnte gar nicht anders, nicht weil sie so jugendlich gewesen wäre, ihr Alter schätzte ich zwischen fünfundzwanzig und dreißig, eher dreißig, sondern weil etwas an ihrem Aussehen und ihrer forschenden Professionalität mich an den Typ der patenten Reporterinnen, der »girl reporters«, in Filmen der vierziger Jahre erinnerte –, als sie also fragte, ob ich eine Tasse Kaffee mit ihr trinken würde, während der Fotograf und sein Assistent Kamera und Scheinwerfer aufbauten, stimmte ich zu. Das Interview hatte mir gefallen. Sie hatte meine Bücher genau gelesen und kannte auch viele Artikel über mich. Ihre Fragen waren intelligent.

Sobald ich ja gesagt hatte, führte sie mich zu einem Tisch am anderen Ende des Cafés, so weit wie möglich entfernt von unserem Platz während des Interviews. Ich nahm an, sie wollte vermeiden, daß wir vom Fotografen gestört würden. Oder belauscht.

Danke für alles, sagte sie. Für Ihre Bücher und für dieses Interview. Sie waren wirklich eloquent. Das neue Buch ist wunderbar. Ich glaube, es wird sehr gut ankommen.

Der Kaffee und der Scotch, die ich mir bestellt hatte, waren eine willkommene Ablenkung, so daß ich nicht sofort antworten mußte. Wie gewöhnlich trank ich den Kaffee schnell, solange er siedend heiß war, und bestellte mir noch einen. Dann beschäftigte ich mich mit meinem Drink, bewegte die Eiswürfel im Glas. Natürlich wußte ich, daß ich eloquent gewesen war. Brillant, hätte sie ruhig sagen können. Und die Aussichten für mein Buch? Zu Hause waren die Rezensionen in den Zeitungen und Zeitschriften, auf die es ankommt, erfreulich gewesen, abgesehen von den paar Wadenbeißern, die immer über mich herfallen, aus persönlichen oder ideologischen Gründen. Auch geradezu hymnische Besprechungen hatte ich gelesen. Trotzdem – das Mädels hatte mir in Sekundenbruchteilen die Stimmung verdorben. Das lag nicht nur an meiner tiefsitzenden Angst vor Optimismus und verfrühten Gratulationen, obwohl allerhand für diesen besonderen Aberglauben spricht, einen von vielen, auf die ich vorwiegend stolz bin. Ein Beispiel: Jedesmal, wenn wir auf dem Weg aus der Stadt nach Long Island sind – wir haben dort eine Hütte neben dem Besitz meiner Schwiegereltern –, flehe ich meine Frau an, mir nicht schon, bevor wir auch nur die Triborough Bridge überquert haben, fließenden Verkehr zu melden. Sie tut es jedesmal, ausnahmslos, und prompt geraten wir hinter einem umgekippten Lastwagen oder sonst einem Verkehrshindernis in einen Stau. Garantiert. Nein, nicht, was das Mädels gesagt hatte, machte mir zu schaffen. Sie sprach die reine Wahrheit: *Der Ameisenhaufen* würde gute Kritiken bekommen und dann kaum Käufer fin-

den. Aber die Schuld daran konnte Xavier weder mir noch meinem Buch zuschieben. Dieses Schicksal haben neunundneunzig Prozent der übersetzten Romane auf dem französischen Markt. Ich kannte die Wurzeln meiner plötzlichen Verstörung. Es waren andere, sie gingen tiefer als der gutgemeinte Kommentar der Reporterin und reichten zurück bis zu einer Entdeckung, die ich vor kurzem gemacht hatte, in der Zeit, als Lydia – meine Frau – in Hawaii an einem Kongreß über Nierenkrankheiten bei Säuglingen und Kleinkindern teilnahm; sie ist eine Autorität auf diesem Gebiet.

Ich war allein in New York und unbeschäftigt. Das neue Buchprojekt, das ich im Kopf hatte, war noch so ungreifbar, daß ich nicht mit dem Schreiben beginnen konnte. Ich hätte mir höchstens Notizen für die spätere Ausführung machen können, aber ich tat es nicht, denn Notizen anlegen und Umrisse skizzieren sind Aktivitäten, die ich im Normalfall scheue. Ich hatte kein besonderes Bedürfnis, Freunde zu sehen, und ich war zu ungeduldig – zu nervös, genau genommen – zu konzentriertem Lesen. Gewöhnlich schätze ich diesen Zustand wachsamer Untätigkeit, in den ich in der Zeit nach und vor einem Buch gerate. Er macht mich für Eindrücke empfänglich, die ich sonst gar nicht oder nur unvollkommen aufnehmen würde, und dabei zehrt meine Arbeit gerade von diesen Eindrücken. So kam es, ohne meine Absicht, rein zufällig – aber ich denke, Zufällen dieser Art kann man nicht entrinnen –, daß ich über meine Romane zu Gericht saß. Ich hatte mir im Kino einen Film angesehen und mich über das Element von Grausamkeit geärgert, das sich wie ein roter Faden durch ihn hindurchzog und gar nicht zu der banalen, im Grunde heiteren Handlung paßte. Der Drehbuchautor oder der Regisseur hatte alles verdorben, weil er sich wichtig ma-

chen wollte. Nach dem Film ging ich in das einzige Restaurant in meiner Gegend, das noch nach elf Uhr abends richtiges Essen anbietet, und aß eine Portion Pasta. Mein erster Gedanke beim Nachhausekommen war: sofort ins Bett. Aber ich war zu angespannt und irritiert, also goß ich mir einen Drink ein und nahm ihn mit in die Bibliothek. Es gibt Dinge, die man nur tut, wenn man allein ist. Ich schlenderte hinüber zu den Regalen, die für die Erstausgaben meiner Romane und ihre Übersetzungen reserviert sind, und strich über die vertrauten Buchrücken. Dann konnte ich nicht widerstehen und nahm wie unter Zwang erst das neue Buch und danach auch alle anderen aus dem Regal, blätterte und sah mir hier und da einzelne Passagen an. Und dann kam ich die ganze Nacht und den nächsten Tag und den größten Teil der folgenden Nacht nicht mehr aus meinem Sessel, ich blieb fast ununterbrochen sitzen, obwohl ich mich fiebrig fühlte; ich las alle meine Romane durch. An einem bestimmten Punkt schienen ganze Sätze, die ich verfaßt hatte, auseinanderzufallen wie die Muster in einem Kaleidoskop, wenn man das Rohr dreht, nur ordneten sich meine Wörter nicht wieder und verbanden sich nicht zu neuen Farben- und Formenwundern. Sie blieben einzeln und isoliert auf dem Papier liegen, häßliche verstreute Glasscherben. Daraus zog ich folgenden Schluß: Kein einziges meiner Bücher, weder der neue Roman noch die früheren, war besonders gut. Mit Sicherheit hatten sie alle nicht die literarische Qualität, die ihnen Literaturkritiker zuschrieben. Nicht einmal mein zweiter Roman, der so viele Preise bekommen hatte und angeblich die Bestätigung dafür war, daß ich ein bedeutender Romancier sei. Nein, sie gehörten alle zur selben öden Familie der unnötigen Bücher. Der Romane, die nicht peinlich schlecht sind, aber die Frage nahelegen, warum der

Autor sich die Mühe gemacht hat. Wenn man nicht annehmen will, er hätte nur den bescheidenen Ehrgeiz, eine mäßige Menge Geld und kurzlebigen Ruhm einzuheimen. Sehen Sie, so verwandelten diese Gefühle, von denen das Mädels nichts wußte, eine harmlose kleine Schmeichelei in einen *faux pas*.

North schenkte nach, sah mich scharf an und sagte: Ich habe Grund, Ihnen diese düstere kleine Epiphanie zu erzählen, auch wenn sie, für sich genommen, Ihr Interesse vielleicht nicht weckt. Sie gehört zum Hintergrund der Geschichte. Ohne ihn könnten Sie womöglich nicht fair beurteilen, was dann folgte.

Ich murmelte Zustimmung. Ich hatte so viel Whisky getrunken, daß ich wie hypnotisiert war und jedes Zeitgefühl verloren hatte.

Er redete weiter: Und was soll man von einem Mann denken, der solche Bücher schreibt? Wohin gehört er, wenn nicht zur Kaste der Angepaßten, der Lauen ohne Lob und Tadel, die neidisch auf jedes andere Schicksal sind?

Meine Antwort auf diese Frage, die ich für rein rhetorisch hielt, wartete er nicht ab. Vielmehr nahm er seinen Monolog wieder auf: Rechnen Sie immer damit, daß solche Menschen sehr anfällig für Neid sind, auch wenn es nicht ins Auge springt. Angepaßte von meiner Sorte bekommen sogar Lob, aber nie genug davon. Immer ist da der altbekannte Joe oder der Max, die mehr und besseres Lob einheimen, obwohl sie es weniger verdient hätten. Ja, mich überfiel die bittere Erkenntnis, daß ich mit dem Schreiben dieses Zeugs meine Zeit vergeudet hatte. Die begeisterten Besprechungen in der amerikanischen und englischen Presse, die meinen neuen Roman gleich nach der Veröffentlichung begrüßt hatten – die kleinen provinziellen Magazine hinkten nach –, diese Lobreden, die

mir Freudenröte ins Gesicht getrieben und Lydia begeistert hatten, hätten mich schamrot machen müssen. Als ich mit dem Mädels im Flore saß und über meine Entdeckung nachdachte, bestürzte mich vor allem die Rezension, die ich am selben Morgen beim Frühstück gelesen hatte – mein Agent hatte sie mir per Fax geschickt. Irgendwie hatte ich die Rezensentin, eine scharfsinnige und ungeheuer gewissenhafte Frau, die ich bewundere, irreführt – nein, reingelegt – und nicht nur sie, sondern auch viele ihrer Kollegen, so daß sie in meinen Büchern Qualitäten fanden, die überhaupt nicht vorhanden waren; das konnte ich jetzt mit Sicherheit sagen, da mir die Augen aufgegangen waren und da ich jeden Satz und jeden Absatz meines Werks so genau kenne, wie es allein dem Autor möglich ist. Machten solche Artikel, die meinen Agenten, meinen Verleger und meine Schriftstellerfreunde dazu bewegten, mir schriftlich und telefonisch zu gratulieren, nicht den ganzen Schwindel nur noch schlimmer? Und jetzt kam auch noch dieses Mädels mit dem Geplapper und dem Porträt, bei dem ich ihr schamlos in die Hände arbeitete, und war auf dem besten Weg, den Skandal und das Gewicht meiner Schande noch zu vergrößern.

North hielt inne, offensichtlich erschüttert. Er rieb sich die Augen. Die Geste schien ein Tick zu sein, dessen er sich bewußt war. Nach einer Weile nahm er den Faden wieder auf.

Ich hatte meinen Mini-Whisky ausgetrunken, also fragte ich das Mädels, ob sie es sich noch einmal überlegen und den nächsten mit mir trinken würde. Nein, sie werde noch einen Kaffee nehmen. Sie wolle ihre Notizen weiter durchsehen. Auch gut – nein ist nein. Da sie mich wirklich mit der Nase darauf gestoßen hatte, setzte ich derweil meine eigene Rezension meines üblen Dilemmas